

Rezension, erschienen im Oktober 2003 in: ROSA. Die Zeitschrift für Geschlechterforschung (Historisches Seminar der Universität Zürich)

Ute Scherb:

>Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen<. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart, Königstein/Ts., Ulrike Helmer Verlag, 2003, 384 Seiten, EUR 28.-

«Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen», so enthusiastisch umreißt die Studentin Elly Knapp, eine der ersten an der Universität Freiburg i. Br. zugelassenen Frauen, 1905 ihr Lebensgefühl. Sie genoss das Wohlwollen des Nationalökonomen Gerhard von Schulze-Gaevernitz, der ihr gar die Habilitation anbot! Die brillante Sozial- und Frauenpolitikerin entschied sich aber anders, ging an die Universität Berlin und heiratete später Theodor Heuss. Viele prominente Frauen studierten an der Albert-Ludwigs-Universität: die Philosophinnen Hannah Ahrendt, Jeanne Hersch, Edith Stein, die Medizinerin Berta Ottenstein, die sich als erste Frau in Freiburg habilitierte, die spätere Filmwissenschaftlerin Lotte Henriette Eisner, die Prähistorikerin Elisabeth Schmid, die nach Basel ging und dort als erste Frau Dekanin der Phil-II-Fakultät wurde; auch Gertrud Luckner, seit 1938 hauptamtliche Leiterin des deutschen Caritasverbandes: Sie sollte in der Nazizeit zahlreichen Jüdinnen und Juden in ganz Deutschland zur illegalen Ausreise oder einem rettenden Versteck verhelfen. Zurück zu Elly Knapp. Ist es nun eine Erfolgsgeschichte, die mit dem Erlass des Badischen Kultusministeriums vom 28. Februar 1900, Frauen als ordentliche Studentinnen zum Studium zuzulassen, beginnt? Nein, Ute Scherb zeichnet in ihrem Buch eine wechselhafte Entwicklung nach.

Es gab im Hinblick auf das Frauenstudium, die Berufschancen von Akademikerinnen, die Einstellung gegenüber Kommilitoninnen Rückschläge, dazu Versuche der Ausgrenzung und das Gefühl der Marginalisierung, aber auch beharrlichen Einsatz für die Sache der Frauen und schrittweise Erfolge – wie sich überhaupt die Studienbedingungen seit den Zeiten des Badischen

Grossherzogtums bis zum 2. Weltkrieg und bis in die entbehrungsreiche Nachkriegszeit hinein dramatisch änderten. Die Frauenbewegung (Helene Lange in Berlin, Hedwig Kettler in Baden) hatte sich für die gymnasiale Bildung der Mädchen eingesetzt; 1899 legten die ersten Schülerinnen in Karlsruhe im ersten deutschen Mädchengymnasium ihr Abitur ab – sie wollten studieren. Der vom Verein >Frauenbildung – Frauenstudium< geförderte Einbruch in die Männerdomäne Universität begann mit der Petition der Johanna Kappes an den Senat der Universität; sie ersuchte um die Immatrikulation in der medizinischen Fakultät. Nachdem der Senat abgelehnt hatte, leitete der Prorektor das Schreiben an die zuständige Behörde des Grossherzogtums weiter: Und das Kultusministerium schuf anfangs 1900 mit dem erwähnten Erlass die Grundlage für das Frauenstudium. So öffneten sich die badischen Universitäten Freiburg und Heidelberg eher nolens denn volens den Frauen – die bisher nur als Hörerinnen geduldet waren. Schon bald gehörten die Studentinnen zum gewohnten Alltagsbild in Freiburg; 1911 waren 149 Frauen an der Albert-Ludwigs-Universität immatrikuliert. Im Krieg stieg ihr Anteil auf einen Viertel der ortsanwesenden Immatrikulierten. Da die Studenten zum Kriegsdienst eingezogen waren, sassen damals in den Hörsälen etwa 40 Prozent Frauen. Dennoch, das Schreckensszenario, dass nun, nach Kriegsbeginn, die weiblichen >Berechtigten< «in Heuschreckenschwärmen » über die deutschen Universitäten herfallen würden (Süddt. Conservative Correspondenz, Mai 1916), trat nicht ein. Um die Institutsarbeit aufrechtzuerhalten, stellten die Institutsleiter einige Frauen als Assistentinnen ein, was diesen den wenig schmeichelhaften Titel der «Kriegsgewinnlerinnen» eintrug. Im Krieg unterbrachen viele Studentinnen ihre Studien oder gaben sie gar auf, um ihren «vaterländischen Dienst» in den Kriegslazaretten zu tun. Einige meldeten sich freiwillig für die Arbeit in der Rüstungsindustrie; sie stellten «Granaten statt Bücher» her.

Wie wenig gewisse universitäre Kreise vom Frauenstudium hielten und wie sehr sie ihre antifeministischen Vorurteile pflegten, zeigte sich in den prorektoralen Ansprachen zum Semesterbeginn. So verzichtete der bekannte deutschnationale Historiker Georg von Below zu Beginn des WS 1916/17, die

Zahl immatrikulierter Studentinnen bekanntzugeben und er richtete sich wie sein Vorgänger im Amt nur an die Männer. Wenn die Studentinnen in bestimmten Vorlesungen sassen, so verstärkte die von den Dozenten gewählte Anrede «meine Herren» ihr Gefühl des Ausgeschlossenenseins. Es gab neben patriarchalisch-frauenfeindlich denkenden Leuten wie von Below aber auch jene Fachkollegen wie Friedrich Meinecke und Heinrich Finke, die Frauen förderten und als Doktorandinnen akzeptierten.

«Die in der Weimarer Verfassung erstmals festgeschriebene staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frauen konnte das Rollback an den Hochschulen weder aufwiegen noch stoppen», so beurteilt Scherb die Situation nach 1918, als die Studenten von der Front zurückgekehrt waren. Gesundheitliche Probleme, Armut, gesteigert nach dem Währungszusammenbruch 1923, und Hunger erschwerten das Studieren. Andererseits nahmen die Studierenden die Freizeit- und Sportvergnügungen wahr, in der wunderschönen Freiburger Umgebung. So hatten schon 1910 Historikerinnen eine «Hüttenzunft» gegründet, sich in einem schwarzwälder Bauernhof eingemietet, um – ohne Korsett und in Reformkleidung – die «schlichten ländlichen Verhältnisse» zu feiern. Nach den Zeitdokumenten und den Aussagen ehemaliger Hochschülerinnen, mit denen die Autorin Interviews durchgeführt hat, herrschte zwischen den Geschlechtern ein kameradschaftliches, relativ freizügiges Verhältnis. Auf strikte Geschlechtertrennung achteten allerdings die katholische Studentinnenverbindung *Herrad* und *Luitgard* und die sich als katholische «Erziehungs- und Tatgemeinschaft» formierende *Hochland-Karitas* (Wahlspruch: «ich dien»).

U.a. mit der letztgenannten Studentinnen-Organisation kündigt sich die braune Ideologie des >Dritten Reiches< an. Im Kapitel über die Zeit zwischen 1933 und 1945 weist die Autorin nach, dass damals die Universitätsbehörden im Verein mit der Studentenschaft in wenig ruhmvoller Weise in mancher Hinsicht gegenüber den staatlichen Organen eine Vorreiterrolle gespielt hatte. Schon vor 1933 verschlechterte sich das Klima gegenüber jüdischen Dozenten und Studierenden. 1933 begann eine Zeit des Argwohns, des Denunziantentums und der Gleichschaltung der Studentenschaft – nunmehr organisiert in der

Deutschen Studentenschaft als Zwangskorporation (ausser für die jüdischen Studierenden natürlich), die indirekt dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) angehörte; für die Hochschülerinnen war die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) zuständig. Unmittelbar nach der Machtergreifung Hitlers setzte die politische Säuberung der Universität durch Relegation «roter» Studenten ein, wobei die Frauen mit 50% unter den Relegierten überproportional betroffen waren. Noch vor der Bekanntmachung des «Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» veranlasste das Badische Kultusministerium die Entfernung aller jüdischen Universitätsbeamten von der Alma Mater. So wurde auch der habilitierten Dermatologin Berta Ottenstein gekündigt. Sie emigrierte nach Budapest, dann nach Istanbul. Die dortige Universität bot etwa 200 deutschen Wissenschaftlerinnen ein neues Betätigungsfeld.

Tatsächlich propagierte die NS-Ideologie eine ganz andere Norm der weiblichen Lebensgestaltung: Statt als Blaustrümpfe zu forschen, sollten die Mädels «dem Führer ein Kind schenken». Die Regierung in Berlin führte für die Neuimmatrikulationen im Reich einen geschlechtsspezifischen Numerus clausus ein (max. 10% Frauen!). Eilfertig setzte der seit Mai 1933 amtierende Rektor Martin Heidegger die Berliner Politik um. Er war am 1. Mai der NSDAP beigetreten. Allen Studierenden auferlegte er «die sofortige Abgabe einer ehrenwörtlichen Erklärung über die Abstammung». Die wenigen noch anwesenden jüdischen Studierenden hatten unter Schikanen zu leiden; sie durften nicht in der Mensa essen und erhielten weder Stipendien noch Darlehen. Ende 1934 wurde ihnen in Freiburg die Promotion verwehrt (reichsweit erst ab April 1937). Nicht viel anders erging es schliesslich den so genannten «Mischlingen». Unter den überzeugten nationalsozialistischen Studierenden befanden sich auch Frauen wie Mathilde Spiess, die spätere Gattin Ludendorffs, und jene Medizinerin, die ihre akademische Arbeit in den Dienst der Rassenlehre stellte. Sie verfocht in ihrer Dissertation die Unfruchtbarmachung weiblicher «Erbkranker».

Das Kapitel der nationalsozialistischen Mitschuld, der Verstrickungen und des Mitläufertums, all das war zwar nach dem Krieg Thema der von der

französischen Besatzungsmacht geforderten Entnazifizierungs-Kampagne, die universitäre und öffentliche Auseinandersetzung mit diesen Geschehnissen kam aber nicht in Gang. Die Energien konzentrierten sich auf materielle Überlebensfragen im zerbombten Freiburg, auf die Hilfe beim Wiederaufbau und der notdürftigen Reparatur zerstörter Universitätsinstitute. Belastend waren die Zimmersuche, die Wohnverhältnisse, die eisige Kälte in den ungeheizten Universitätsräumen. Alles in allem verfestigten sich in den 50er Jahren die alten bürgerlichen und kleinbürgerlichen Rollenklischees, den Studenten behagte der Gedanke an eine treu sorgende Ehefrau und Familienmutter besser als das Miteinander mit einer als Konkurrenz empfundenen Kommilitonin...

Dorothee Rippmann, Zürich